

- (d) Gemeinsam ist beiden Strategien die Beurteilung der aktuellen Situation: Zweifelloso stehen wir den Grenzen des Wachstums näher als je zuvor. Zweifelloso wird bloßes Abwarten die Krisen verschärfen oder weitere provozieren; das Fernziel: Die Menschheit möglichst unversehrt über eine unvermeidliche Zeit schwerer Krisen in gesichertere Existenzbedingungen zu bringen;
- potentiell der Ansatz der o. g. Diversifikation und Regionalität.
 - Viele Taktiken sind gemeinsam. Die Strategien werden sich hin und wieder ergänzen: Kontemplation der einen kann technokratischen Größenwahn der anderen Richtung mildern; Aktivität der letzteren vermag die Resignation der ersteren zu verscheuchen. Daher soll hier auf gar keinen Fall eine dogmatische Rivalität aufgebaut werden.
- Dem Menschen stehen offenbar beide Strategien zur Verfügung (S. 80). Vermutlich ist im Durchschnitt keine besser oder schlechter als die andere. Die Entscheidung über ihren Anpassungs- und damit letztlich ihren gesellschaftlichen Wert fällt nur im Einzelfall, wo sich das Individuum, die Gruppe oder die Menschheit als solche mit Hilfe der einen oder der anderen Strategie als fit gegenüber einer bestimmten Herausforderung zu erweisen hat. *Es besteht allerdings der dringende Verdacht, daß uns angesichts der globalen Bedrohung die offensivere Entwicklungsstrategie ein paar unverzichtbare Punkte Vorsprung verleihen könnte.*

3.1 Die ökologische Versöhnungsstrategie

Unter ihren Fittichen wird nachfolgend überwiegend die Diskussion geführt, weil sie die bisherige Tradition des Natur- und Umweltschutzes in Europa unausgesprochen beherrscht. Auf ihr bauen viele der gesetzlichen Regelungen auf. Sie werden im Detail meist ebenso von der Entwicklungsstrategie getragen.

Letztere ist – wiederum eher stillschweigend – eine Voraussetzung des pragmatischen Natur- und Umweltschutzes in Nordamerika. In theoretischen Erörterungen zeichnet sie sich schon lange ab. Die Furcht, von Wachstumsfanatikern mißverstanden und als Argument für hemmungslose „Entwicklung“ mißbraucht zu werden, hat meist zu sehr verdeckter Formulierung geführt. Es wird jedoch Zeit, sich mit futuristischen Umweltplanungen rational auseinanderzusetzen.

3.1.1 Ziele und Taktiken

Im Mittelpunkt der Bemühungen steht – von der Annahme einer Entfremdung ausgehend – bewußt oder unbewußt das Ziel, ein weiteres Abdriften des ökonomischen vom ökologischen System zu verhindern und – bildlich – eine Wiederannäherung zu fördern und zu betreiben.

Dazu zählt als Ursachenbekämpfung die Einschränkung des Bevölkerungswachstums sowie die Beseitigung oder Minderung aller seiner Folgen ökologischer, sozialer, politischer und psychischer Art. Ursachenbekämpfung ist weiterhin die Beschränkung der Überproduktion im oben beschriebenen Sinn sowie auch hier die Beseitigung oder Verringerung aller ihrer Folgen.

Die Ausführung ist schwierig. Die vielen Facetten der Sekundärfolgen der beiden „Großen Über-“ wurden kurz umrissen. Noch sind nicht alle Diagnosen gestellt, noch kaum die wichtigsten Metabolismen von Stoffen durchschaut, noch kaum ein geökochemischer Zyklus exakt quantifiziert. Die Kausalketten sind im biozöologischen Bereich höchstens angerissen. Die wichtigen regionalen Differenzierungen der Landschaftsökologie sind noch kaum selbst unter Wissenschaftlern gefragt; ohne sie kann jedoch keine der erforderlichen regionalen Lösungen angeboten werden. Fragen des sozialen Bereichs wie Wertsetzung oder Wege der Steuerung sind noch umstritten. Der Teufel sitzt im Detail. Es ist leicht, Forderungen aufzustellen oder Sonntagsreden zu halten, schwierig dagegen, vor Ort sinnvoll zu handeln.

(a) Traditionelle Taktiken der Versöhnungsstrategie sind Naturschutz und Umweltschutz i. e. S., die nachstehend näher dargestellt werden. Sie werden häufig zusammengefaßt zum Umweltschutz i. w. S. Letzterer ist im Programm der Bundesregierung von 1971 beschrieben als: „die Gesamtheit aller Maßnahmen, die notwendig sind,

- um dem Menschen eine Umwelt zu sichern, wie er sie für seine Gesundheit und für ein menschenwürdiges Dasein braucht,
- um Boden, Luft und Wasser, Pflanzen- und Tierwelt vor nachteiligen Wirkungen menschlicher Eingriffe zu schützen und
- um Schäden oder Nachteile aus menschlichen Eingriffen zu beseitigen.“

Viele Begriffe in dieser ehrenwerten Aussage sind, da wertend, näherer Definition bedürftig: „menschenwürdig“, „nachteilig“, „Nachteile“, „Schäden“. Ähnliche Wertungen treten in einer allgemeiner gehaltenen Zielbestimmung auf:

Natur- und Umweltschutz dienen dazu, durch angemessenen Umgang mit dem Ökosystem einer möglichst großen Anzahl von Menschen ein möglichst menschenwürdiges Leben zu ermöglichen.

(b) Sinngemäß der Wiederherstellung eines naturnahen Zustandes entsprechend spielen Maßnahmen der Renaturierung im Konzept der ökologischen Versöhnungsstrategie eine beherrschende Rolle.

Abgesehen von den Schwierigkeiten, den natürlichen Zustand überhaupt zu definieren oder ggf. zu rekonstruieren (Kinzelbach 1987), ist meist doch eigentlich die Wiederherstellung eines bestimmten historischen Zustandes gemeint. Dieser war fast immer schon anthropogen geschafften oder beeinflusst (Technozönose – die Schlüsselart Mensch dominiert fast alles). Subjektiv wird er jedoch als günstig empfunden. Objektive Kriterien versagen. „Natürlichkeit“ ist eine der (oft bewährten) Lebenslügen des Naturschutzes.

3.1.2 Naturschutz

Schutz – ein wichtiges Wort. Urverwandt mit lat. *scutum*: (Schutz-) schild. Ein emotionsbefrachtetes Wort. Eines, das sich deshalb leicht ideologisieren läßt. Erhaben durch die Humanität des Schützenden, bedrückend durch die Angst des Schutzbedürftigen.

Es ist *umfassend*: Alles und jedes läßt sich schützen, vgl. den „Lebensschutz“ nach H. Bruns, alle heute gängigen Kategorien des Natur-, Arten-, Tier-, Biotop-, Habitat-, Ökosystem- und Naturschutzes umgreifend – und damit verunklarend.

Es ist *mehrdeutig*: Denkmalschutz, Mieterschutz – hier wird jemand und etwas geschützt; Luftschutz – hier wird nicht die Luft geschützt; Mundschutz – wird der Mund vor Keimen oder wird jemand anderes vor Keimen aus dem Mund geschützt? Tierschutz schützt Tiere vor Quälerei durch Menschen. Pflanzenschutz schützt Pflanzen vor Schädlingsfraß, schädigt dabei jedoch gelegentlich Menschen. Ersterer verbindet sich mit eher positiven, letzterer mit negativen Affekten. Größe und Schwäche unserer Sprache!

Zu näherer Betrachtung sei zunächst zusammengefaßt zu Naturschutz i. w. S., zu dem Arten- und Biotop- bzw. Habitatschutz Teilbegriffe sind. Es stellt sich die Frage, was vor wem, zu welchen Zwecken, aus welchen Motiven bewahrt werden soll.

3.1.2.1 Naturschutz

Natur soll geschützt werden. Was ist Natur? Es gibt eine unübersehbare Literatur über den Naturbegriff verschiedener Gesellschaften und Epochen, in bestimmten Kunstströmungen oder philosophischen Sy-

stemem. Die Naturwissenschaften haben Natur als Begriff stillschweigend aus ihrer Fachsprache ausgegrenzt: Er ist zu sehr überfrachtet. Man überließ ihn den Geisteswissenschaften, die sich da oder dort um ihn balgen wie Hunde um einen Knochen: Verleiht er ihnen doch etwas vom kühlen Adel der oft vermissten Exaktheit.

Überwiegend wird negativ definiert: Natur ist das, was außerhalb des Menschen liegt. Strittig bleibt jedoch in tausend Nuancen, wie weit diese Natur ihn von außen beeinflusst oder im Menschen selbst (noch) vorhanden ist, ihn determiniert, zu seinem Wesen gehört.

Die hier erforderliche, selbstverständlich nur grobe Erhellung ist am ehesten durch Betrachtung des traditionellen Gegensatzpaares zu gewinnen:

Natur ↔ Kultur

Natur, von lat. *natura*, *nasci*, ist das Vorgegebene, (scheinbar) von selbst Wachsende. Kultur, von lat. *cultura*, *colere*, ist das, was *überhaupt* nur oder zumindest so nur durch planende Tätigkeit des Bauern gedeiht.

Natur ist das, was außerhalb des angebauten Gebietes liegt, das dem Landwirtschaft treibenden Menschen Feindliche, dem der Acker und sein Ertrag mühsam abgetrotzt werden muß.

Diese Auffassung dominiert bis in die Lesebücher der 2. Hälfte des 20. Jh. Sie galt in Europa für überschaubare Räume und Zeiten. Schon ein flüchtiger historischer Exkurs zeigt, daß sie sich aus einer speziellen Stufe menschlicher Ökonomie herleitet. Sie kann daher nicht zur Begründung einer prinzipiellen Stellung des Menschen zum Ökosystem dienen.

Die in Tab. 11 aufgeführten Wirtschaftsformen und ihre Abfolge geben nur Tendenzen wieder. Ihre Varianz durch die jeweiligen raumzeitlichen Randumstände und Traditionen ist erheblich. Alle zielen auf vermehrte Fitneß, Sicherung der Existenz, Verbesserung der Lebensbedingungen, Freiraum für nicht lebensnotwendige Beschäftigungen. Alle wirtschaften gegen die Natur: Diese wird umgebaut zu einseitiger, dem Menschen genehmer Produktion von ihm geschätzter Nutzpflanzen und Haustiere. Mit dem ersten Übergang vom Jäger / Sammler zum Bauern / Hirten erfolgte eine einschneidende erste Abhebung von Ökosystem. Verlust des Paradieses des Wildbeuters, Sündenfall des Ackerbauers: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen – geplante Mühe statt spontaner Suche, Unlust zur und Entfremdung durch Disziplin. Aber: Vermehrte Sicherheit. Die intensivere Manipulation der Natur begann, die Kultur i. e. S. Es kam zu Verschiebungen von Bioregionen: Sowohl Acker- als auch Weideland sind Kultursteppe.

Erst die Überproduktion der Landwirtschaft erlaubte die Entstehung

Tab. 11: Wirtschaftsformen und ihre Folgen

Jäger und Sammler, Wildbeuter:

Kleine Populationen auf großen, extensiv ausbeuteten Territorien. Starker Selektionsdruck, z. B. durch Krankheit, Unfälle, Raubtiere, Winter. Partiiell geschlechtsspezifische Arbeitsteiligkeit. Die beiden Geschlechter besetzen tendenziell unterschiedliche ökologische Nischen und konkurrieren nur teilweise (S. 42):

Frauen sind Sammler von Primärproduktion / Vegetation und kleinen Tieren. Sie sind räumlich gebunden durch Nachwuchs. Männer sind sammelnde Jäger, Nutzung der Sekundärproduktion. Verteidigung des überlebensnotwendigen Territoriums gegen Konkurrenten (s. u.).

Festigung und Fortsetzung des ökonomischen Dimorphismus erfolgt durch Überführen des Kräutersammelns zum Ackerbau der Frauen; durch Übergang der Jagd zum (nomadischen) Verfolgen von Herden und schließlich deren mehr oder weniger vollständige Domestikation.

Verinnerlichung der Ohnmacht gegenüber Naturgewalten in Animismus, Schamanismus, Totemismus. Wenig Zeit für über die Subsistenz hinausgehende Betätigung.

Ackerbau:

Tendenziell entdeckt durch Frauen, führt vermehrt zu Ansässigkeit; frühes Matrariat aus ökonomischer Überlegenheit, die erst später von Männern übernommen wurde. Überwiegen der Feldbestellung durch Frauen z. B. noch heute in vielen Teilkulturen Afrikas.

Viehzucht:

Tendenziell betrieben durch Männer, führt vermehrt zu Nomadismus; frühes Patriariat. Heutiger Nomadismus der Wüstenrandgebiete oft nur sekundär nach Aufgabe des Ackerbaus aus klimatischen Gründen.

Aus allen drei traditionellen Wirtschaftsbereichen resultiert ein hoher Wert des Territoriums. Die Produktion konnte bei naturgegebenem begrenztem Flächenertrag nur über Flächenzuwachs bei gleichzeitiger Vermehrung der Gruppenmitglieder / Arbeitskräfte vermehrt werden. Daher positiver Selektionswert der Aggressivität des Landräubers bzw. -verteidigers. – Persistenz der anachronistischen Territorialität bis ins Zeitalter der modernen Nationalstaaten: „Volk ohne Raum.“

Industrielle Produktion:

Nicht mehr Fläche, sondern Infrastruktur, Bevölkerungsdichte, Bildungsstand und Disziplin sind positive Selektionsfaktoren, verleihen „fitness“.

Relativ kleine, ethnisch oft inhomogene Flächen (z. B. Hongkong, Singapur, Taiwan) sind erfolgreicher als viele früher „mächtige“ Flächenstaaten. Die Entwicklung zu einer neuen Ökonomie steht erst am Anfang. – Nicht mehr die Größe der Wirtschaftszone bedeutet Fitneß, allerdings noch immer ihre kontrollierte Abschottung im Sinne einer durchlässigen Kompartimentierung, zum Zweck der Aufrechterhaltung von „Kapital“, d. h. überlegener Spezialisierung bzw. Finanzkraft. Die Ungleichgewichte garantieren den Handel.

Agrarindustrie:

Die Bedeutung der Fläche geht auch hier erheblich zurück durch besseres Saatgut (Gentechnik), verbesserte Düngung oder Bewässerung, Optimierung von Beleuchtung, Schädlingsbekämpfung, Standortdichte etc., Reduzierung der Ernte-, Lagerungs- und Verarbeitungsverluste. Auch diese Entwicklung steht erst am Anfang.

der Stadtkultur. Sie bot vermehrte Möglichkeiten der Spezialisierung, veränderte jedoch natürliche Rhythmen und Verhaltensweisen. Erst mit der Verstärkung wurde der Traum vom Zurück zur Natur stärker, gefolgt von Verweigerung oder – in deren Sublimierung – von Sehnsucht nach dem „echten“, einfachen, ursprünglichen Leben. Dies ist historisch in vielen Facetten faßbar, oft in Weilen, die als Reaktion auf die Verschlechterung städtischer Lebensbedingungen gedeutet werden können, z. B. des Cato oder des Plinius Schwärmen von der ländlichen Idylle im Landhaus außerhalb der Großstadt Rom. Die Landschaftsmalerei mit Nilszenen und Stilleben selbst an den Wänden des kleinstädtischen Pompeji.

– das Naturverständnis hochmittelalterlicher Mystik: Gott in den Dingen der Natur (Meister Eckehart, Franz von Assisi).

– Der oft mißverständene „edle Wilde“ Rousseaus, Spitze einer Flut zeitgenössischer Literatur-Robinsonaden. Die Schäferspiele der Oberschicht des Rokoko.

– Romantik als Symptom, fast gleichzeitig mit der industriellen Revolution. Die Kunst als Sensor für eine verbreitete Sehnsucht nach dem vermeintlich Natürlichen.

– Jugendstil und Jugendbewegung, auch ihre fehlgeleitete Degeneration zu Blut- und Boden-Mythen.

– Das kulturkritische, irrationale, fundamentalistische Element unter Grünen innerhalb und außerhalb der Partei.

Sie alle gebrauchen die Natur als Symbol für eine ersehnte heile Welt, für das verlorene Paradies, als Erlösungserwartung, als Wunschprojektion. Ein in vielen Brechungen fruchtbares Mißverständnis von Natur, das sich trivialisiert fortsetzt in Liebe zur Natur (wer würde es wagen zu bekennen, die Natur nicht zu lieben – wenigstens ganz abstrakt?) und, konsequent, in Schutz der Natur.

3.1.2.2 Naturschutz

(a) Begründungen eines Schutzes der Natur ergeben sich aus traditionell sehr unterschiedlichen Auffassungen der Stellung des Menschen zur Natur.

– Der Mensch ist kein Teil der Natur. Er ist *a priori* anders oder wenigstens durch sein spezifisches Menschsein aus ihr herausgetreten. Dies ist der typische „dualistische“ Standpunkt agrarischer Gesellschaften, die sich Natur dienstbar machen. Naturschutz bedeutet ungewollte Zugeständnisse an die andersartige, ggf. feindliche, Natur. Schutz bedeutet hier unwilliges, erzwungenes Aufgeben eigener Posi-

tionen. Gleichzeitig führt der Antagonismus zur Natur dazu, dieser eine Selbstständigkeit, eine Eigengesetzlichkeit und ggf. einen Eigenwert zuzuschreiben. Die eigene abgehobene Position wird auf das Gegenüber übertragen.

Der Mensch ist (nach wie vor) Teil der Natur, wenngleich ein durchaus bemerkenswerter. Dies ist primär das „monistische“ Verständnis der Jäger und Sammler, sekundär das weiter Teile der industriellen und wissenschaftsorientierten Gesellschaft. Hier ergibt sich Naturschutz aus dem Gefühl oder aus der Kenntnis der Teilhabe an der Natur. Schutz der Natur ist damit zwangsläufig Selbstschutz. Er kann egoistisch geprägt sein, aber auch altruistisch, indem man für die Mit-Natur stellvertretend mitdenkt.

Dazwischen gibt es alle nur denkbaren Abstufungen. Faßt man den Menschen im Sinne des Monosystems als Natur auf und sieht ihn eingebettet in das Ökosystem, so lassen sich diese Positionen zu einem dritten Modell vereinen. Die Betrachtung von der weniger komplexen Ebene aus zeigt die Natur „über“ dem Menschen; umgekehrt läßt sich bei Betrachtung des Ganzen der Mensch als Teil auffassen. Eine Synthese ergibt sich insbesondere durch den großen Umfang der menschlichen Umwelt i. e. S. (S. 18); diese koinzidiert für das Kollektiv *Homo sapiens* mit der Außenwelt und damit jedenfalls mit dem ganzen globalen Ökosystem.

Daraus leitet sich der Anspruch ab, mit der Gestaltung der eigenen Umwelt das gesamte Ökosystem zu gestalten. Dieser Anspruch ist hinsichtlich ungeplanter Beeinflussung bereits erfüllt. Es gibt kaum Teile der Erdoberfläche, auf denen menschlicher Einfluß nicht nachweisbar wäre. Hinsichtlich einer Gestaltung, Entwicklung hingegen klafft zwischen Anspruch und Realisierung noch eine Lücke.

Sein bisheriges Verhalten im Ökosystem weist den Menschen als typischen natürlichen Teil desselben aus. Mit ihm wird auch Natur geschützt. Ob nun Dinosaurier, Ratten, Ameisen oder der Mensch auf Kosten anderer zu dominierenden Arten werden, ist allemal gleich natürlich. Dann bitte schon lieber der Mensch, da er unsere Spezies ist. Art-Egoismus ist in der Natur legitim: Mit sich selbst schützt der Mensch Natur. Naturschutz? Erst der Mensch, die anderen Arten nur, soweit sie nicht stören, soweit sie brauchbar sind, soweit sie als Teil unserer Umwelt akzeptiert werden.

Diese Argumentation scheint zunächst völlig naturfeindlich zu sein. Sie entspricht jedoch weit mehr den Verhältnissen im natürlichen Ökosystem als die o. g. klassischen Extrempositionen. Sie ermöglicht darüber hinaus eine selbstverständliche psychische Identifikation mit der Natur, ohne daß diese zu einem von ferne verehrten Götzen gerät.

(b) Extreme Standpunkte gibt es ebenso hinsichtlich der Wertsetzung von Natur.

– Natur ist wertvoller (oder zumindest gleichwertig). Der Mensch muß daher in seinen Ansprüchen einsichtsvoll zurückstecken, in einem Akt ethischen Verzehrs. Dies ist die unausgesprochene Position weiter Teile des sentimentalen Naturschutzes. Naturschutz wäre demnach allein Schutz der Natur vor dem Menschen. – Die konsistenteste Maximalforderung wäre dann die nach dem Aussterben des (störenden) Menschen. Natur besitzt unabhängig vom Menschen (wer wertet dann?) einen Eigenwert. Dieser wird in der ökologischen Erbauungsliteratur gelegentlich überhöht bis zum Gebrauch der Wörter Natur oder Ökosystem als Synonyma für Gott.

– Der Mensch ist wertvoller. Stellt er gegenüber der Natur seine Ansprüche zurück, dann nur unfreiwillig, berechnend, utilitaristisch, um Schaden von sich abzuwenden: Naturschutz ist nur Schutz der menschlichen Umwelt, Schutz der Natur für den Menschen. – Die extreme Position wäre die der totalen Berechnung und Verplanung der Natur, die ihre Berechtigung nur aus den Interessen des Menschen erhielte. Dies klingt wiederum zunächst naturfeindlich. Bedenkt man jedoch den unbegrenzten Umfang potentieller menschlicher Umwelt, zeigt sich rasch, daß dies eine umfassendere Position ist. Die Absicht, Natur nach den – zu definierenden (S. 111) – Bedürfnissen der eigenen Art aktiv zu gestalten, ggf. das Ökosystem umzustrukturieren, ist darüber hinaus die einzige Hoffnung, die ökologische Krise zu überwinden.

Beide vorgenannten Auffassungen werden mehr oder minder pointiert vertreten. Sie sind beide extrem, indem sie Untrennbares trennen. Der Mensch ist objektiv ebenso selbstverständlich Natur, von seiner Genetik her wie von der Einbindung in die natürliche Umwelt, wie er sich subjektiv als etwas Besonderes, von der übrigen Natur Abgehobenes verstehen darf. Die Auseinandersetzung mit dem Ökosystem reflektiert letztlich nur die Denkprozesse um das Selbstverständnis unserer Art.

(c) Einige Betrachtungen zur Psychologie des Naturschutzes bestätigen, daß der Innenwelt entspringende Bedürfnisse auf die Umwelt projiziert werden.

Schutz gewährt man einer bedrohten Person oder einem Gegenstand, weil man sie liebt und braucht.

– Die Natur wird *geliebt*. Viele sind emotional an ihrer Erhaltung beteiligt. Ein beachtenswertes Motiv, da es spontane, tiefliegende Bedürfnisse offenbart, die nicht leichtfertig ignoriert werden dürfen.

– Die Natur wird *benötigt*. Dies kann ganz vordergründig gesehen werden (z. B. Nahrungsversorgung) oder als Folge theoretischer Ein-

sichten. Im speziellen Fall zeigt sich allerdings häufig, daß rationale Schutzbegründungen nur notdürftiger Überbau einer rein emotionalen Grundlage sind.

D. h., sowohl hinter offenen emotionalen als auch hinter pseudorationalen Argumenten verstecken sich gemeinsame menschliche Anliegen. Eines ist die Verlustangst, Angst vor Veränderung des Gewohnten, Angst vor Verlust von Bezugsobjekten, Identität. Alles soll bleiben, wie es war und weil es immer so war. Man fühlt sich durch Veränderung verunsichert, verlassen und beraubt, vor allem dann, wenn zu vieles zu schnell und zu sehr verändert wird. Hier liegt die Ursache des natürlichen Konservatismus des Menschen.

Für ganz kontroverse Ziele wird z. B. in der Landespflege mit jeweils scheinbar vernünftigen Argumenten gefochten. Man entspricht der Erwartungshaltung, gibt sich rational, statt zu bekennen: Ich will es so und das ist Grund genug!

Man engagiert sich für die Erhaltung einer Brücke mit „ökologischen“ Argumenten (Patina, Pflanzenwuchs, Brutstätte für Wasseramsel); ebenso mit „ökologischen“ Argumenten für ihre Beseitigung (Renaturierung der Landschaft, des Bachlaufs). Ähnliches gilt für alte Bäume: Warum schiebt man „Ökologie“ zugunsten ihrer Erhaltung vor? Reichen Vertrautheit und Sicherheit, die man ihnen verdankt, nicht als Begründung aus? Eine Burgruine: Einige machen sich „rational“ für weiteren ungehinderten Verfall mit Ruinenromantik und Schutz von Mauervegetation stark, andere sind für Schutz der Bausubstanz unter Herstellung des ursprünglichen – aber welcher ist der ursprüngliche? – Zustandes.

Komplementär zur Verlustangst arbeitet die Gewöhnung, auch an ziemlich abscheuliche Minimal-Umwelten. Ein Großstadtkind fürchtet sich – wie selbst mehrfach erlebt – ggf. auf hochgewachsenen Wiesen („weed-claustrophobia“, selbst bei den bekannten „Peanuts“); es ist dagegen glücklich, wenn es in einem grauen, verkehrsumbrandeten Straßenzwickel der Stadt einen primitiven Spielplatz mit Klettergerüst und Rutsche entdeckt. Dies zeigt die Gefahr der Manipulation durch Gewöhnung, aber auch die Toleranzbreite unserer „Nische“.

Verlustangst und Gewöhnung verdanken wir (neben wenigen ästhetischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkten): Denkmal- und Landschaftsschutz, Bibliotheken, Museen und Nostalgiezellen. Vertraute Landmarken in realen wie geistigen Gefilden geben Geborgenheit. Sie werden um so stärker gesucht, je rascher oder krasser landschaftliche, städtebauliche oder gesellschaftliche Veränderungen Platz greifen.

Speziell für den Naturschutz fügt sich eine dritte Komponente ein: Natur wird benötigt als Kontrast zu realen Umständen, als Utopie, als

Utopie von „Freiheit“ gegenüber der disziplinierenden Entfremdung in der hocharbeitsteiligen Zivilisation. Als Utopie von Harmonie und Endgültigkeit. Natur wird zur Letztinstanz auch im moralischen Bereich. Letzteres erklärt die erbitterten historischen Auseinandersetzungen um die statische Naturordnung gegenüber dynamischen Modellen seit Galileo Galilei. Es erklärt die Linnésche Absicht einer vermeintlich endgültigen Festschreibung des „*Systema Naturae*“. Es erklärt den Aufschrei, als Charles Darwin den Arten ihre Beständigkeit nahm. Es erklärt, warum es über 100 Jahre dauerte, bis die Geologie die Erdkruste als dynamisches Gebilde akzeptierte.

Wiederum kommen emotionale, jedoch berechnete oder zumindest verständliche Motive zum Vorschein. Der Mensch ist der Dynamik nur begrenzt gewachsen. Es geht darum, die darin sichtbaren Bedürfnisse nicht zu verdrängen oder lächerlich zu machen. Sie müssen bewußt fruchtbar eingebunden werden, z. B. in den Rahmen eines (ernstlich) ökologischen Naturschutzes.

3.1.2.3 Artenschutz vs. Habitatschutz

Naturschutz wird hier vereinfachend dem Ökosystemschutz gleichgesetzt. Die Schutzabsicht kann sich auf das Ganze oder auf Teile beziehen, z. B. nur auf Schonung einer der Ressourcen (z. B. Grundwasser), allein auf die Erhaltung des Enkheimer Rieds oder des Afrikanischen Elefanten. Dies mag in der Absicht erfolgen zur Behebung eines besonders deutlichen Schadens beizutragen; häufiger geschieht es jedoch unreflektiert, *pars pro toto*.

Ein gängiges Verfahren der Naturschutzpraxis ist die Aufteilung nach Biozönose und Biotop. Oder, entsprechend, nach Art und Monotop. Die Schutzwürdigkeit des Ganzen impliziert die seiner Teile.

Es gibt Gründe dafür, einzelne Arten oder Gruppen von Arten zum bevorzugten Ziel von Schutzbestrebungen zu machen: *Artenschutz*. Es gibt andere, den Raum (für Arten) in den Vordergrund zu stellen und diesen Teil des Gesamt-Ökosystems besonders zu schützen. Je nachdem ob eine Art oder mehrere eingeschlossen sind, müßte zwischen Monotop- oder Biotopschutz unterschieden werden (S. 3). Diese Differenzierung kann nicht in jedem Falle hinterfragt werden. Daher empfiehlt sich die neutrale Benennung: *Habitatschutz*.

Die unterschiedliche Schwerpunktsetzung scheint zunächst beliebig, da in beiden Fällen die Erhaltung des Ökosystems das eigentliche Ziel ist. Für die Praxis ergeben sich jedoch unterschiedliche Folgen bei Anwendung der einen oder der anderen Vorgehensweise.

Zum Artenschutz:

1. Zur Begründung sei an den weltweit zunehmenden Verlust an Arten und an subspezifischen genetischen Einheiten erinnert. Dieser vollzieht sich sowohl hinsichtlich der absoluten Artenzahl als auch bezüglich der Arealgrößen bzw. Populationsdichten von Arten. Etwa $\frac{1}{3}$ der bekanntesten Arten gilt als gefährdet oder bereits erloschen (u. a. Ziswiler 1965; Greenway 1958; Wilson 1988). Es gibt dazu kontroverse Aspekte:
 - Ist das schlimm? Immer schon starben Arten aus. Das Scheitern von Arten ist eine zwangsläufige Folge der natürlichen Selektion in der Evolution. Setzt der Mensch neue Selektionsfaktoren durch seine spezifische Veränderung der Erde, so ist unausweichlich, daß diese für viele andere Arten nicht mehr geeignet ist.
 - Müssen in einem Fluß unbedingt bestimmte Arten von Fischen leben? Die Praxis der Sportangler zeigt, daß man da nicht puristisch denkt. - Oder: Kann Natur nicht auf Rasen mit abgezählten, mehr oder weniger exotischen Bäumen und Blumenkübeln reduziert werden, auf den innerstädtischen „Deutschen Park“, die neue Welle nach dem „Englischen Garten“ und „Französischen Garten“?
 - Platz für wilde Tiere? Der Wohlstand Europas und Nordamerikas ruht auch auf den Leichen von Wildpferden, Büffeln, Walrossen, Wälen, Heringen, Lachsen und Stören. Jetzt sollen *andere* in Afrika der plötzlich erwachten europäischen Sentimentalität entsprechend ihre Großtiere durchfüttern? Bestimmt nicht umsonst. Nur wenn dieser Zoo hohen Eintritt bringt.
- Offensichtlich genießt Artenschutz trotz der allgemein zur Schau getragenen „Tierliebe“ keine spontane und allgemeine Akzeptanz. Es gibt für ihn jedoch sehr handfeste und unabweisbare Gründe. Der älteste ist der des direkten Nutzens, den der Mensch aus dem Vorhandensein vieler oder bestimmter Arten gezogen hat und noch zieht.
 - Die Primärproduktion. Der frühe Mensch verzehrte u. a. eine Fülle von Wildpflanzen, wie in verstärktem Maße sein herbivorer Verwandter, der Gorilla. Das Spektrum reduzierte sich auf weltweit einige Hundert Kulturpflanzen; darunter machen einige Dutzend den überwiegenden Teil der Nahrung der Menschheit aus. Pflanzen liefern außer Nahrung (Protein, Kohlehydrate, Fette, Vitamine, Spurenelemente) auch Medikamente, Brennstoffe, Baumaterial, Färsen, Tierfutter usw. Eine hohe Sortenvielfalt ist erwünscht im Sinne der Redundanz, der regionalen Ertragsoptimierung durch genetische Fein-Anpassung und der fortgesetzten Züchtung durch Selektion und/oder Kreuzungen.
 - Die Sekundärproduktion. Tiere waren zunächst zusätzliche Nahrungsquellen für den Omnivoren Mensch. Die Formen der An-

nung perfektionierten sich von der Jagd über Nomadismus und Stallhaltung bis zu Tierfabriken und Zellkulturen. Nutzen erwuchs daneben aus spezifischen Leistungen: Einsatz der Körperkraft (z. B. Zugtiere, Reiten), der Sinnesleistungen (z. B. Jagd- und Spürhunde), der Lernfähigkeit (z. B. Blindenhunde), eines speziellen Nahrungserwerbs (z. B. Hauskatze zur biologischen Schädlingsbekämpfung), der ästhetischen Merkmale (z. B. Spieltiere, Zierfische).

Daneben wurde und wird eine Fülle von Rohstoffen aus dem Tierreich genutzt, wie nachfolgende, noch immer sehr selektive Aufstellung verdeutlicht: Fleisch, Fett, Sehnen, Häute, Felle, Vliese, Därme, Blase, Leim, Haare, Federn, Schildpatt, Horn, Seide, Wachs, Honig, Leder, Bein, Elfenbein, Zähne, Koralle, Kauri, Naq, Schwämme, Perlen, Perlmutter, Gehäuse, Lack, Cochenille, Manna, Ambra, Tran, Walrat, Moschus, Guano, Dünger, Bitumen, Fettsch, Byssus, Guanin, Schmuckschnecken, Pharmazeutika (Vakzinen, Hormone, Vitamine, Enzyme).

- Reduzenten. Pauschal seien hier Pilze und Bakterien erwähnt. Ihre Bedeutung geht weit über die populäre Nutzung als Nahrung hinaus. Sie wirken mit bei der Nahrungszubereitung (z. B. Hefen, Milch- und Essigsäurebakterien, Schimmelpilze), bei der Bereitstellung von Pharmaka (z. B. die Gewinnung von Antibiotika) und bei der Beseitigung von Abwässern und Umweltgiften (z. B. Kläranlagen). Die Gentechnologie wird diese Kategorie der Natur-Nutzung noch erheblich ausweiten.

Daneben tritt ein indirekter Nutzen. Das Ökosystem besteht nicht ohne Lebewesen, die Träger des Programms. Ohne eine gewisse Anzahl arbeitsteiliger Arten kann es weder funktionieren noch behält es seine Anpassungsfähigkeit. Die Grundabläufe können, wie Modelle und Experimentalsysteme zeigen, von wenigen Arten getragen werden. Höhere Redundanz erlaubt bessere regionale und zeitlich fluktuierende Anpassung.

Jeder Verlust von feingepaßten Monosystemen ist unersetzlich. Er gibt dem Gesamtsystem eine veränderte Drift. Damit stellt sich die Frage, ob nur das Da-Sein des Ökosystems geschützt werden soll oder ein spezifisches Dasein, ein So-Sein, bezogen auf eine bestimmte Raum-Zeit-Situation (S. 136).

Weitere Argumente sind entweder wissenschaftlich umstritten oder zählen ohnehin zum Bereich kultureller Wertsetzung:

Offensichtlich falsch ist die vermutlich auf unzulässige Umkehrung der 3. Biozönotischen Regel zurückzuführende Lehre von der Selbststabilisierung des Ökosystems durch Artendiversität (S. 70). Dahinter steht das Modell des „Stellenplans“, in dem jede Art eine spezifische Funktion einnimmt. Es gibt jedoch immer Gruppen von Arten, deren

Monotope sich besonders stark überlappen. Die Annahme ist nun, daß bei Ausfall einer Art eine der nächststehenden weitgehend in die Lücke eintreten und durch ihre Tätigkeit den bisherigen Ablauf des Ökosystems erhalten könne. Je mehr Arten ein System enthält, desto größer sollte demnach seine Reparaturfähigkeit und damit Stabilität bei Einbuße von Arten sein.

Diese Stabilität ist nicht zu verwechseln mit Regulation im Fließgleichgewicht. Ebensowenig mit der begrenzten Stabilisierung gewisser Außenfaktoren durch Lebewesen: z. B. Luftfeuchtigkeit im Wald, Temperatur im Bienenstock, Bildung des Nährstoffreservoirs Humus.

Das Stabilitätsmodell ist jedoch untauglich. Die artenreichsten Teilökosysteme, der tropische Regenwald, das Korallenriff, der Bergbach, sind offensichtlich genauso störungsanfällig wie die artenarme Tundra oder Wüste. Denn Umweltveränderungen durch Belastungen des Milieus (Atmosphäre, Wasser) oder klimatische Schwankungen betreffen die meisten Organismen gleichermaßen, so daß für das erwünschte Nachrücken kein Ersatz bereitsteht. Die Anpassung an die abiotischen Faktoren ist weit stärker als die an Biosysteme. Weiterhin sind alle Tiere absolut vom Gedeihen der Primärproduzenten abhängig. Wachsen diese nicht, so ist das Tierleben hinfällig; daran ändert noch so großer Artenreichtum im System nichts.

Die erwähnten artenreichen Teilökosysteme sind umgekehrt von stabilen Randbedingungen abhängig. Sie konnten sich überhaupt nur entwickeln, weil ihre Standorte seit Jahrmillionen weitgehend stabile abiotische Faktoren aufweisen. So konnten sich dort durch lange Zeiten geeignete Organismen ansammeln oder vor Ort in fein differenzierender Anpassung entwickeln: Im Regenwald Amazoniens seit dem Miozän. In Korallenriffen seit dem frühen Tertiär, in manchen vielleicht schon seit der Kreidezeit. Gebirgsbach-Systeme gab es zwar nicht immer in den gleichen Gerinnen, jedoch in räumlicher Berührung seit dem Erdaltertum; nach dem Zeugnis der Steinfliegen (Plecoptera), eines speziell an dieses Habitat angepaßten Taxons, haben sie spätestens seit dem Perm begonnen, ihre heutige Fauna zu akkumulieren.

Stirbt z. B. im Korallenriff die Steinkorallengattung *Acropora* aus, so geht das ganze Teilökosystem zugrunde. Geht dem Regenwald auch nur eine geringfügige Menge von Nährstoffen verloren, degradiert er und mit ihm verschwinden die meisten seiner Bewohner. Erhält ein Bergbach etwas mehr Detritus als im Schnitt von Jahrmillionen, so kommt sein Faunenspektrum ins Rutschen. Keine „Selbst“stabilisierung. Nicht die Artenzahl stabilisiert das System, das System erlaubt, erzwingt vielmehr durch Konkurrenz um Licht oder um knappe Nahrung eine hohe Arten-Diversität.

Das Schema Stabilität durch Diversität ist jedoch nicht in jeder Hinsicht abwegig. Es ist nur falsch hinsichtlich der Erhaltung eines bestimmten Typs von Ökosystem (So-Sein). Geht es um Erhaltung von Leben überhaupt und damit um Fortsetzung ökosystemarer Abläufe (Da-Sein), so bieten mehr Arten mehr Chancen. Die Möglichkeit ist größer, daß nach Katastrophen geeignete Arten überleben, die Evolution und Ökosystem fortsetzen. Die Säugetiere sind möglicherweise solche „zufällig“, durch präadaptive Eignung Überlebende der – wie auch immer gearteten – Katastrophe am Ende der Kreidezeit.

„Kippt“ ein Bergbach um, so profitiert eine artenarme Biozönose aus Chironomidae und Tubificidae vom Nahrungsangebot, das sie vorher mit anderen teilen mußte. Ist der Regenwald degradiert, so wächst an seiner Stelle eine artenärmere Folgegesellschaft. Diese ist, mag es uns gefallen oder nicht, genauso „Ökosystem“ wie das vorher vorhandene, alte und „reife“ System. Auch eine Weizen-Monokultur ist Ökosystem. Ebenso ein stark organisch belasteter Fluß oder der Auslauf einer Kläranlage: Sie sind sogar sehr umsatzstarke (Teil-)Ökosysteme. Hohe Artendiversität erhöht grundsätzlich die Chance, daß bei Eintreten derart extremer Lebensbedingungen einige den neuen Anforderungen gewachsen sind und irgendein bescheidenes Ökosystem etablieren. Als genetische letzte Reserve.

2. Arten-Vielfalt erhält somit einen Wert durch direkte Nutzbarkeit, eher theoretische Überlegungen zur Funktion des Ökosystems und schließlich durch die Erhaltung von dessen Evolutionsfähigkeit. Die Artenschutz begründende *Wersetzung* erfolgt ausschließlich in bezug auf den Menschen: Erhaltung seiner Existenz- und Nutzungsmöglichkeiten. – Das o. g. dritte Argument der Fortsetzung von Evolution könnte einem Menschen gleichgültig sein, sofern er nicht zu den Überlebenden einer Katastrophe zählte oder nicht wenigstens die vage Hoffnung hegte, es könnte eines fernen Tages ein neues denkendes Wesen entstehen, das wehmütig in den Sedimenten gräbt und sich des tragischen Schicksals von *Homo sapiens* erinnert.

Ein Wert von Arten und Artenvielfalt entsteht also nur aus dem Nutzen für den Menschen, wobei hier emotionaler Nutzen (Freude an der Ästhetik der Arten, Sammelleidenschaft, geistiges Interesse, forschersche Neugierde etc.) schon gleich eingeschlossen sei. Auch geistige oder psychische Inanspruchnahme ist Nutzung. Arten sind Gegenstand kultureller Identität: Was ist, wenn – nach vielen anderen – bei uns nun auch noch z. B. Seerose und Tanne, Storch und Hase verschwinden? Mit ihnen vergehen Jahrtausende vielfältiger kultureller Verflechtung.

Da nicht alle Arten und nicht alle überall geschützt werden können (Markl 1983), tritt zwangsläufig die Notwendigkeit der Bildung einer

Hierarchie auf. An der Spitze steht zweifellos unsere eigene Art. Dies dürfte nur von einigen Zivilisationsneurotikern bestritten werden.

Die Bildung der nächstfolgenden Kategorien bietet die Fülle der Schwierigkeiten, mit denen sich die „Roten Listen der gefährdeten Arten“ auseinandersetzen (Blab et al. 1984). Zu ihrer Aufstellung gibt es, besonders bei Thallophyten und Niederen Tieren, kein ausreichendes Material über tatsächliche Bestände, über Massewechsel, über Reproduktionsraten usw. Die zur Beurteilung des Gefährdungsgrades wichtige Null-Referenz des natürlichen Zustandes vor menschlichem Einwirken fehlt in den meisten Fällen. Viele Arten sind noch unbekannt und werden unbekannt erlöschen. Nach neueren Schätzungen harren neben den fast zwei Millionen wissenschaftlich beschriebener noch weitere 8–10 Millionen meist unscheinbarer Arten ihrer „Entdeckung“.

Damit ist klar, daß Hierarchien der Schutzwürdigkeit nur bedingt und begrenzt brauchbar sind. Hinzu kommt der Einwand der „Privilegierung“ (s. u.).

Als brauchbares Argument für besonderen Schutz gerade der auffallenden und großen Arten bietet sich der S. 45, 52 genannte Sachverhalt an, daß in der Anfangsphase intensiverer Einflußnahme in einer Region der Mensch immer zuerst gerade diese ausgebeutet hat und besonders rasch und intensiv gefährdete. Bei der nachfolgend verstärkten indirekten Störung der Habitate, wie sie heute z. B. in Europa fast durchweg gegeben ist, verliert dieses Argument an Gewicht: Nimmehr geht es um die Gefährdung der zahlreichen „anonymen“ Träger ökologischer Abläufe. Ihnen ist mit Artenschutz nicht zu helfen.

Weitere Probleme der Wertsetzung enthält ein Vergleich mit unseren eigenen, innerartlichen Schutzbedürfnissen.

Es gibt seit dem bürgerlichen Liberalismus des 19. Jh. das Anliegen, verschwindende Menschheitskulturen und ethnische Restgruppen zu schützen. Schutz bezieht sich auf die Erhaltung von Integrität oder zumindest Identität gegenüber Nachbarn und/oder der technisch überlegenen Weltzivilisation europäisch-amerikanischer Prägung. Schutzwürdig sind „typische“ Eingeborene, die noch unter archaischen oder nahen Verhältnissen leben (z. B. Neu-Guinea, Brasilien, Kolumbien); aber auch aussterbende Sprachgruppen, z. B. Europas sog. „Kleine Nationen“ (u. a. Basken, Friesen, Gälern, Lappen), die nicht mit unlöslichen sozialen Problemen konfrontiert werden. Dies setzt sich fort mit der Erhaltung regionaler Volksbräuche und Trachten, von veralteten Kulturtechniken, bis hin zur platten Nostalgie.

Homelands oder Exponierung gegenüber ggf. zerstörerischen Einflüssen? Soll man z. B. den Buschleuten eine Art Naturschutzgebiet geben oder sie – unter Identitätsverlust – in die Weltzivilisation inte-

grieren? Läßt sich letzteres überhaupt vermeiden. Wird nicht über kurz oder lang unkontrolliert und katastrophal „integriert“, wo dies nicht unter viel Aufwand, bedacht und behutsam eingeleitet wird?

Der aktuelle Konsens hinsichtlich der *intraspezifischen* Vielfalt des Menschen impliziert eine auf den speziellen Fall angepaßte Balance zwischen behutsamer Integration und Bewahrung möglichst vieler Kultursplitter in der pluralistischen Weltkultur des Anthropozoikums. Möglichst viele Details sollten dokumentarisch verfügbar gehalten werden zur Identitätsbildung und für spätere Rezeptionen. Eine Integration kann, wenngleich ggf. unter Schmerzen und nach langen Zeiträumen, zu besonderer kultureller Blüte führen: Das geistige Europa ist fruchtbares Produkt vielfacher Konfrontation und Integration.

Vielfalt ist ein Wert. Der Verlust einer speziellen Kultur ist destruktiv, vergleichbar mit Genozid oder Bücherverbrennung. Schützende Abschließung ist wirklichkeitsfremd und gewissermaßen unsozial. Sie erniedrigt die Ausgegrentzen zum Fürsorge-Objekt. Beides sollte für Menschen nicht in Frage kommen.

Diese Argumentation ist allerdings weder naturgegeben noch zu allen Zeiten und Orten akzeptiert worden. Die unterlegene Kultur wurde in der Regel nicht friedlich integriert, vielmehr ausgeraubt und ausgenutzt. „Natürlich“ ist die Konkurrenz zwischen Kleingruppen. Erst mit der gewachsenen Leistungsfähigkeit von Verkehr und Kommunikation ist die Etablierung einer Weltzivilisation im Gange. Sie ist eine wichtige Voraussetzung für die planerische Fortentwicklung des Ökosystems.

Die Spannung zwischen dem Wert der Kleingruppe und ihrer Eigenkultur und der Notwendigkeit der Vereinheitlichung ist wiederum nicht mit einer Generalregel aufzulösen. Es bedarf zahlreicher regional und zeitlich diversifizierter Konzepte.

Übertragen wir diese Überlegungen auf den *interspezifischen* biologischen Artenschutz, so ergibt sich: Verluste von Arten (oder kleineren genetischen Einheiten) sollten nicht ohne Not akzeptiert werden. Schützende Abschließung von Arten ist jedoch wirklichkeitsfremd, indem wir um gleiche Räume konkurrieren; auch wenig effektiv, da nur für einen Bruchteil der Arten praktikierbar. Verluste auf seiten der Diversität sind unvermeidlich; sie sind Gegenwart. Gesetzliche Verbote setzen allenfalls Maßstäbe, Schutzgebiete sind nur teilweise erfolgsversprechend. Statt auszugrenzen sollten wir versuchen von Fall zu Fall zu koexistieren.

Auch hier sind Erfolge auf Dauer nur durch geduldigen Einsatz im Einzelfall möglich. Anzustreben sind viele der hier und da schon erfolgreichen Programme, mit denen die Erhaltung einer schützenswerten Art integriert in ihr spezielles Habitat und ökonomisches Umfeld angestrebt wird. Dazu bedarf es vieler fähiger Teams von Biologen und Ökologen

vor Ort sowie eines erheblichen organisatorischen und finanziellen Aufwandes. Auch hier Diversifikation, regionales Vorgehen.

Eine generelle Tendenz unterstützt diese Tätigkeit: Der Mensch macht zunehmend die Sache anderer Arten zur seinigen. Seine Integrationsfähigkeit reicht über den Rahmen der eigenen Art hinaus. Gehörte früher möglicherweise der Hund noch zur Familie, so geht uns 1988 (stellvertretend) das Schicksal zweier Grauwale im Beringmeer an. Die Rechtsprechung in der Bundesrepublik Deutschland erwägt, das Tier aus dem Bereich der Sachen in einen eigenen Rechtsstatus überzuführen. Die Primatologie beseitigt immer mehr vermeintliche Schranken zwischen dem Menschen und seinen tierischen Verwandten. Die Ausweitung von der Kleingruppe über Großgruppen zur Menschheit hat sich schon über deren Rand hinaus diffus in den Bereich der benachbarten Tierwelt verästelt. Die Bereitschaft zu einer spezifisch humanen, nicht nur ausbeuterischen, sondern differenzierten Auseinandersetzung mit den Mitlebewesen ist im Wachsen.

Dies ist eine weitere wichtige Voraussetzung für die verantwortliche Steuerung der Entwicklung des ganzen Ökosystems.

3. Artenschutz hat somit eine doppelte Funktion. Er schützt generell auffallende und große Arten vor weiterer Gefährdung. Dies ist sein erfolgreichstes Feld. Darüber hinaus schützt er grundsätzlich Arten als Träger des Ökosystems und die genetische Diversität als potentielle Ressource. Dieser Aufgabe kann er nur bedingt über eine artbezogene Tätigkeit nachkommen; hier ist der Ansatz des Habitatschutzes sinnvoller und erfolgversprechender.

4. Zur Umsetzung des Artenschutzes gibt es eine umfangreiche Gesetzgebung. Als Grundlage des gesetzlichen Artenschutzes gelten in der Bundesrepublik Deutschland und in einigen weiteren Ländern Europas die regionalen Roten Listen der bedrohten Arten. Abgesehen von Männern infolge ungenügender Kenntnis der Bestände oder von Fehleinstufungen gibt es prinzipielle Vorbehalte.

(a) Notwendigerweise bringt die Reihung in bedrohte und weniger bedrohte Arten subjektive Momente ein. Trotz des Bestrebens um Objektivität wird es zu Bevorzugung „prominenter“ Arten kommen. Entsprechend enthalten die Listen fast nur Blütenpflanzen, Wirbeltiere und „schöne“ Tiere. Fast nie solche Arten, die infolge ihres quantitativ hohen Stoffumsatzes im Ökosystem besonders bedeutsam sind (z. B. Springschwänze, Milben, Fadenwürmer).

In der Folge gibt es privilegierte Arten neben solchen, die des gesetzlichen Schutzes entraten. So werden Frauenschuh gegen Schöllkraut, Apollofalter gegen Distelfalter ausgespielt. Symbol dafür ist weltweit der Große Panda. Selbstverständlich ist der „Alibi“ nur ein Alibi. Der

WWF weiß das (WWF 1982). Niemand kann uns weismachen, daß durch ein Aussterben des Pandas das Ökosystem zusammenbrechen würde. Auch nicht, wenn alle Bären der Welt ausstürben. Es würde dadurch eine nur geringfügig andere Drift erhalten.

Wenn jedoch dieses Aussterben Menschen bekümmert, wenn sie sich desentwegen weniger wohl fühlen, wenn ihre Lebensqualität dadurch gemindert wird, dann ist dies Grund genug, sich um die Fortexistenz der Ursidae zu sorgen und zu diesem Zweck auch – zu investieren. Denn, zum Nulltarif sind die Bären nicht zu erhalten. Die fundamentalen Nöte der meisten Menschen verbieten es, aus vorwiegend emotionalen Motiven z. B. eine Ausweitung von Ackerland oder intensivere Landwirtschaft zu verhindern. Wer höhere persönliche Ansprüche an die Umwelt erfüllt sehen will, ist Lobby unter Lobbyisten; seine Argumente sind ebenso subjektiv wie die aller anderen. Er kann sein Interesse nur im Kompromiß und nur durch Gegenleistung erfüllen. Damit reduziert sich das „ökologische“ Anliegen auf die Frage, wem die Bären wieviel wert sind. Auch hier kann nicht mit absoluten Argumenten gearbeitet werden, sondern auch hier ist Zustimmung erst einzuwerben.

(b) Die Wertung hängt von der Region ab. In Europa insgesamt ist z. B. die Gottesanbeterin (*Mantis religiosa*) keine gefährdete Art. Für die Bundesrepublik Deutschland ist sie mit dem Randvorkommen in Südbaden eine gefährdete und daher streng geschützte Art. Man braucht konsequenterweise nur den regionalen Umfang von Roten Listen einzuengen, um zu erreichen, daß irgendwann jede Art für einen bestimmten Bereich zur seltenen und schützenswerten Art wird. Auch hier fehlt ein objektiver Maßstab. Andererseits zeigt gerade dieses Beispiel wieder, daß Kleinräumigkeit und Regionalisierung für Ökosysteme und damit für Natur- und Umweltschutz eine erhebliche Bedeutung besitzen (S. 109, 164).

(c) Begünstigung von Arten erfolgt auch außerhalb der Wertung durch Rote Listen. Es hat z. B. lange gedauert, bis die traditionelle Wildhege mit ihren Rotwildschäden nicht mehr als Artenschutz anerkannt wurde, sondern als die Nutzierhaltung, die sie *de facto* darstellt. – Der beliebte Höckerschwan neigt zu Überbesatz. Regulation durch Winterausfälle entfällt infolge von Fütterung; auch der Seeadler fehlt, und seltener als früher wird ein Gössel von Wels oder Hecht geschluckt. – Schutz ziehender Enten auf einem Netz von zur Rast geeigneter Gewässer („stepstones“) verändert deren Zugverhalten. Statt wie ehedem mangels geeigneter Gewässer weiterzuziehen oder sich zu verteilen, bilden sie heute auf oft ungeeigneten Baggerseen oder Talsperren Überwinterungstraditionen aus. Es kommt zu Botulismus und Salmonellose, zu Nährstoffeintrag durch Kot und damit zur ökologischen Katastrophe für